

Politische Rundschau

Objektyp: **Group**

Zeitschrift: **Die Berner Woche**

Band (Jahr): **38 (1948)**

Heft 25

PDF erstellt am: **27.04.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

POLITISCHE RUNDSCHAU

Gegen Staatsübergriffe

-an- In Zürich hat das Volk ein «Gesetz über die Kantonspolizei» verworfen, und zwar, wie es scheint, hauptsächlich einer Bestimmung wegen, die in diesem Gesetz vorhanden war, und die man als eine gefährliche Möglichkeit für Uebergriffe der Polizei ansah. Die bisherige Praxis kannte so etwas wie eine «Zeugnisverweigerung der Polizei». Dass heisst, sie kann sich Informationen holen und vor Gericht geltend machen, ohne den Angeber zu nennen. Praktisch sieht die Sache so aus: Ein Angeklagter erfährt vom Richter, dass dies und das über ihn ausgesagt wurde, und dass man diese Aussagen der Polizei verdanke, welche sich versichert habe, dass es stimme. Die Akten, welche von der Polizei geführt werden, können aber dem Angeklagten und seinem Verteidiger vorenthalten werden. Im neuen Gesetz wäre die Praxis solcher «amtlich geheimen» Aktenführung paragraphenmässig festgelegt worden. Das Volk hat dazu sein «Nein» gesagt, mit 58 000 gegen 40 000 Stimmen.

Es ist natürlich falsch, anzunehmen, «der Staat» habe hier bewusst darauf hingearbeitet, seinen Polizeiorganen grössere Macht als bisher zu erschleichen, oder es liege System in allen ähnlichen Bemühungen, der Justiz grössere Spielfreiheit zu verschaffen. Man kann sogar überlegen, wie die schwere Zeit, durch die wir gehen, die Gefährlichkeit des Verbrechertums verschlimmert, und dass infolgedessen nichts ungetan bleiben darf, was die Bekämpfung der destruktiven Elemente erleichtert... nicht nur auf dem politischen Boden. Das amerikanische Gangstertum ist zum kleinen Teil Ueberbleibsel des einstigen Wilden Westens, zum grösseren aber Folge der Zivilisation und bedroht Europa gerade nach dem zweiten Weltkrieg über alle Grenzen hinweg. Was ist natürlicher, als dass man sich dagegen wappne!

Jedoch: Das Verbrechen ist eine der Bedrohungen unseres gesellschaftlichen Lebens. Und eigentlich ist seine Existenz eine Folgeerscheinung gewisser Ursachen geistiger, materieller, soziologischer Art; diese Ursachen zu beheben wäre das Wichtigste. Die Frage, ob man im Ueberhandnehmen der staatlichen Allmacht auch nur eine Folge tieferer Ursachen, oder am Ende gar eine Ursache vieler Uebel zu sehen habe, bleibt offen. Ueberlegen wir, welche letzten Konsequenzen die «unkonfrontierbaren Zeugen» in unserer Rechtspraxis haben müssten, falls man einmal klein anfinge und grösser weiterfahren wollte. Es wäre bald einmal nicht mehr weit bis zu jener berühmten Umkehrung des Satzes, dass die Anklage dem Angeklagten seine Schuld zu beweisen habe... zu jener berühmten Umkehrung nämlich, dass die Anklage auf alle Fälle zu Recht besteht, solange der Angeklagte seine Unschuld nicht bewiesen hat.

Man muss jede Volksabstimmung, welche solche oder ähnliche «neue Rechte der



König Gustav von Schweden 90 Jahre alt

Der 90. Geburtstag des beliebten Monarchen ist das grösste Ereignis des Jahres 1948 in Schweden. Nicht nur jährt sich zum 90. Male der Geburtstag des Königs, sondern er feiert gleichzeitig sein 40. Regierungsjubiläum. Geboren am 16. Juni auf Schloss Drottningholm als Sohn Oskar II., vermählte er sich 1887 mit der badischen Prinzessin Viktoria und bestieg als Gustav V. im Jahre 1907 den Thron. Der ehrwürdige Monarch hat durch seine vornehme Gesinnung und seine wahrhaft demokratische Regierungsweise verstanden, sich die Herzen seines Volkes zu erobern. (ATP)

Staatsorgane» ablehnt, begrüssen. Im Falle Zürich staunt man nur über die 40 000, die dennoch Ja sagten.

Wahlreden zum östlichen Fenster hinaus

Der Kreditausschuss des amerikanischen Senats hat die Streichung der 26 % an der «Marshall-Hilfe», welche das Repräsentantenhaus beschlossen hatte, dadurch rückgängig gemacht, dass er anders abstimmte und mehrheitlich für «5055 Milliarden in 12 Monaten» einstand. Die Sorgen in den europäischen Hauptstädten verfliegen damit teilweise, wenn auch nicht endgültig. Denn in den nächsten Monaten werden die «Wanderredner» drüben in den USA immer intensiver um die Gunst der Wähler werben. Und sobald man einmal weiss, welchen Kandidaten die Republikaner erküren, ob den mehr liberalen Stassen, oder den «konservativen Internationalisten» Vandenberg, kann man auf eines der grössten Dauer-Rede-Duelle gefasst sein, das Amerika in Jahrzehnten erlebte. Was hierbei an Sprüchen über Europa geliefert werden wird, und mit welchen Forderungen man uns erschrecken mag, das ist noch nicht abzusehen.

In San Francisco hat der heute amtierende Präsident erstmals vor der Öffentlichkeit mit aller Deutlichkeit erklärt, worauf er seine Politik auch in Zukunft, falls man ihn wählen wird, zu bauen gedenkt. Man kann es mit einem Worte sagen: Auf eine Stützung aller ausseramerikanischen Staaten, der europäischen voran, welche sozial und wirtschaftlich durch ein Chaos bedroht und darum ins Fahrwasser revolutionärer Strömungen geraten können. Auf eine aufs höchste gesteigerte amerikanische Verteidigungsbereitschaft. Und in dritter Linie auf eine «Weltverfassung», wie sie in der Charta der «Vereinten Nationen» niedergelegt wurde.

«Ich bin ein Optimist. So wahr ich hier stehe, so sicher bin ich, dass die «UNO» und ihre Charta die Differenzen zwischen den Staaten schlichten kann», sagte er in einer öffentlichen Ansprache, die er im «Golden Gate-Park» zu Francisco hielt. Er wies dabei auf Ostindien hin, wo ja in jüngster Zeit der Friede durch die Autonomie Vietnams innerhalb der «Union Française» Tatsache geworden ist. Er zeigte nach Palästina, wo Graf Bernadotte nun in aller Eile sein Vermittlungsmandat durch einen Erfolg rechtfertigen will. Er könnte natürlich auf viel mehr Beispiele hinweisen, wo die UNO bis heute nichts ausgerichtet hat. Aber er will seinen Wählern vor allem zeigen, was möglich sein wird, falls die Charta wirklich funktionieren kann.

Truman rechnet damit, dass es ein oder zwei Menschenalter brauche, ehe sie richtig funktionieren werde. Dem amerikanischen Bürger führt er vor Augen, wie lange es gegangen sei, bis man die USA-Verfassung zum Funktionieren habe bringen können. 1789 sei es so weit gewesen, und seither schlichte der Bund auf Grund dieser Verfassung alle Meinungsverschiedenheiten zwischen den Einzelstaaten. Eines Tages werde es so weit sein, dass man auf Grund der «Weltverfassung» auch zwischen den sämtlichen Staaten unseres Planeten die Differenzen überbrücken könne. «Und eines Tages wird auf Erden Frieden herrschen».

Also sagt Truman, und man weiss, dass er «eines Tages» recht bekommen wird, falls nicht die Anhänger der «andern Methode» recht bekommen, das heisst, unsern Planeten zu einer Mondwüste machen. Der Dekan von Canterbury, welcher gegen die Verwendung von Atomwaffen predigt, hat seinen Engländern gesagt, es sei vermutlich keine leere Phrase, wenn die Amerikaner heute sagen, sie vermöchten innerhalb von 24 Stunden 75 Millionen von Russen umzubringen. Das heisst, sämtliche Russen innert drei Tagen, falls sie beisammen, in grossen Städten, wohnen würden. Truman versicherte in San Francisco, dass er hoffe, die Atomenergie werde nie für etwas anderes als für das Wohl der Menschheit verwendet werden. Das Bemühen der Vereinigten Staaten gehe dahin, und es sei eines ihrer hauptsächlich-

sten Bemühen. Er selber habe, seit er so unglücklich gewesen, Präsident der USA, Nachfolger eines der grössten Präsidenten des Landes, zu werden, immerfort für dieses Ziel gearbeitet. Eine

Rede an die Russen,

nicht nur an die amerikanischen Wähler, das war die Ansprache im Golden Gate-Park. Der Wahlfeldzug wird wahrscheinlich von beiden Parteien in gleicher Weise zu derlei Reden durchs Fenster benutzt werden. Truman hat ja seit der «Fühlungnahme», des Botschafters Bedell Smith in Moskau und der verwirrenden Publikation der Unterhandlungen durch den Moskauer Sender nicht mehr locker gelassen und die Russen mehrfach attackiert; folgt ihm der Gegenkandidat, wird Moskau hören, wie ähnlich letzten Endes die Zielsetzungen der beiden Hauptkandidaten für den Präsidentenstuhl sind, und dass die von Stalin zur Zeit der Tagung in Jalta geäusserte Furcht vor der «Inkonstanz der demokratischen Regierungen und ihrer Ziele» unberechtigt sei.

Im übrigen wird den Russen, und das bestimmt nicht ohne Wissen und Willen Trumans, durch das amerikanische Munitionsamt gesagt, dass die USA vor dem zweiten Weltkrieg für 48 Millionen Dollar kriegswichtige Rohmaterialien aufgehäuft hatten, nach dem Ende des Krieges für 320 Millionen, heute aber für 660 Millionen. Allein Nickel, Gummi, Zinn und Bauxit nebst einigen andern Spezialmaterialien würden anno 1951 für 1100 Millionen vorhanden sein. Zusammen mit dem militärischen Ausbildungsprogramm deuten diese Zahlen das Mass der immensen amerikanischen Rüstungen an, Rüstungen, welche dem politischen Willen der heutigen wie der folgenden Regierung erst eigentlich den nötigen Nachdruck geben.

Es ist anzunehmen, dass die Demokraten, also Truman, ihre Wahlkampagne zur Hauptsache auf die kräftig erhobenen aussenpolitischen Forderungen stützen werden, und dass Truman selber von einer Station seiner Redetournee zur andern mit immer eindeutigen Varianten «nach der Seite des Moskauerfensters» hin verkündigt, wie man sich eine wirkliche Verständigung mit dem Kreml denkt. Ob Vandenberg oder Stassen oder

wer es dann sei, dasselbe auf «republikanisch» nachahmen, oder ob sie am Ende noch schärfer werden und sagen, was Amerika im Falle russischer Unnachgiebigkeit vorgehen werde, wird man in einigen Wochen hören.

Truman hat, bevor er in San Francisco sprach, eine Rede im kalifornischen Berkeley, an der Staatsuniversität, gehalten und hier offen die Russen dafür verantwortlich gemacht, dass die Welt «im Zwielflicht zwischen Krieg und Frieden» leben müsse. «Was die Welt braucht, um wieder ein Gefühl der Sicherheit zu bekommen, ist, dass mit der Sowjet-Obstruktion und mit der Sowjet-Aggression Schluss gemacht wird...» In vier Punkten hat der Präsident seinen Zuhörern an der Universität, und auch jenen in Moskau, zusammengefasst, was Moskau vorzuwerfen sei: Erstens, dass es die Einladung, am europäischen Wiederaufbau mitzuarbeiten, abgelehnt habe. Die Ablehnung des Marshallplanes wird also an erste Stelle der «Weltsabotagehandlungen» Moskaus gesetzt. Zweitens habe die Sowjetunion beständig internationale Konferenzen verzögert, Beratungen verlangsamt und zu Propagandazwecken missbraucht. Drittens habe sie im Sicherheitsrat das Veto in unvernünftiger und übertriebener Weise angewandt. Und viertens habe sie sich in die innern Angelegenheiten vieler Staaten eingemischt und sich dabei der kommunistischen, von Moskau aus geleiteten Parteien bedient. Es sei sinnlos, Verhandlungen über die Beilegung von Differenzen zu führen, wenn ein Staat gewohnheitsmässig Zwangsmittel und offene Aggressionen in internationalen Angelegenheiten benütze.

Hofft Truman auf ein Moskauer Echo?

Oder bezweckt er am Ende, von den Wirkungen auf die Wähler abgesehen, solche im Kreml? Bevor er in Kalifornien redete, hielt er auf dem Bahnhof in Eugen, oben in Oregon, eine Ansprache, die, obenhin angehört, richtig naiv tönte, aber vielleicht Hintergründe verrät. Es ist ja nicht anzunehmen, dass der Präsident nur so wenig von Russland wisse, wie die gewöhnlichen Bewohner der westlichen Welt, namentlich nicht, seit

der neue amerikanische Informationsdienst, nach den Erfahrungen des Krieges mit allem Raffinement ausgebaut, wahrscheinlich auch aus Russland Material zu beschaffen weiss.

«Ich habe den alten Joseph Stalin ganz gern. Er ist ein anständiger Kerl, aber der Gefangene des Politbüros. Er war stets gewillt, gewisse Vereinbarungen zu treffen, aber die Männer des Politbüros hinderten ihn daran, diese Vereinbarungen einzuhalten.» Mit diesen Worten charakterisierte Truman entweder eine ihm bekannte innenpolitische Situation Russlands, die, wenn sie wirklich besteht, recht interessant aussieht, oder aber er gab sich in Oregon einfach demokratisch-bidermännisch und sagte gerade das, was den Volkston zu treffen schien. Wir halten das erste für wahrscheinlich und nehmen gleichzeitig an, dass er gewisse Hoffnungen der amerikanischen Öffentlichkeit, der persönliche Kontakt zwischen ihm und Stalin, oder Wallace und Stalin, könnte dem Frieden förderlich sein, durchstreichen wollte. Das tat er, indem er Stalin die wirkliche Macht absprach. Dabei ist es klar, dass niemand so gut wie ein amerikanischer Präsident weiss, wer im Politbüro diktiert, vielleicht aber heute nicht mehr diktiert: Stalin. Wird nun der «gute alte anständige Kerl» im Kreml, der vor den Kommunisten der ganzen Welt als «überspielt» und gar nicht voll verhandlungsfähig dargestellt wird, antworten?

Manchmal lesen sich gewisse Reden oder auch Nachrichten, die sich folgen und immer gewisse Stellen aufweisen, welche wie Antworten auf andere Reden oder Nachrichten aussehen, wie eine inoffizielle Unterhaltung zwischen zwei Partnern, die sich vor allem an die zuhörenden Zeugen wenden. Die letzten Reden Trumans, auch die als Wahlfreden gedachten, lassen sich als weitergeführtes Gespräch Bedell Smith-Molotow auffassen. Vor allem ist dies der Fall, wenn immer wieder die Nutzlosigkeit von Verhandlungen betont wird, so lange die russischen Methoden nicht geändert würden. Auch die mehrfache Wiederholung der Aufforderung, Beweise für veränderte Methoden zu bringen, gehört hier hinein.

Gehört auch die neuste Verlautbarung des «Internationalen Komitees zum Studium europäischer Fragen» über die russischen Pläne, Frankreich, Italien und Skandinavien zu besetzen, in dieses systematische «Dauergespräch», das unter anderem auch mit Warnungen arbeitet? Russland, so heisst es in jener Verlautbarung, beabsichtige, in den nächsten Monaten den Vorteil seiner heutigen militärischen Stellung auszunützen, bevor die Verteidigungspläne der Westunion Gestalt angenommen hätten. Die Meldung über den Zusammenzug russischer Truppen in Osteuropa stimmten genau. Dem militärischen Vorgehen würde jedoch ein sehr verschärfter politischer Druck vorangehen, damit die sonst nur mit Waffengewalt erreichbaren Ziele erreicht würden. Gleichzeitig meldet der britische Geheimdienst in Uebereinstimmung mit dem amerikanischen, die Anzahl der Düsenflugzeuge in der russischen Luftwaffe nehme bedrohlich zu. Das hört sich an wie eine Mahnung an die Russen, «dass man wisse».

Europas jüngster Grossflughafen verkehrsbereit!



Mit dem Start des ersten kursmässig verkehrenden Flugzeuges ist am Montag der Interkontinentale Flughafen Zürich-Kloten in Betrieb genommen worden. Dank der vorzüglichen Zusammenarbeit der am Bau beteiligten Stellen und Firmen ist, zwei Jahre nach Beginn der ersten Arbeiten, die Westpiste dem Verkehr freigegeben worden. Bis zum Zeitpunkt der Inbetriebnahme der Blindlandepiste im September bleibt Dübendorf Hauptflughafen. Unser Bild zeigt den Direktor der öffentlichen Bauten des Kantons Zürich, Regierungsrat Kägi, der von einem Rollsteg zwischen den Masten der Schweizer und Zürcher Fahne herunter des historischen Ereignisses gedenkt.

(Photopress)

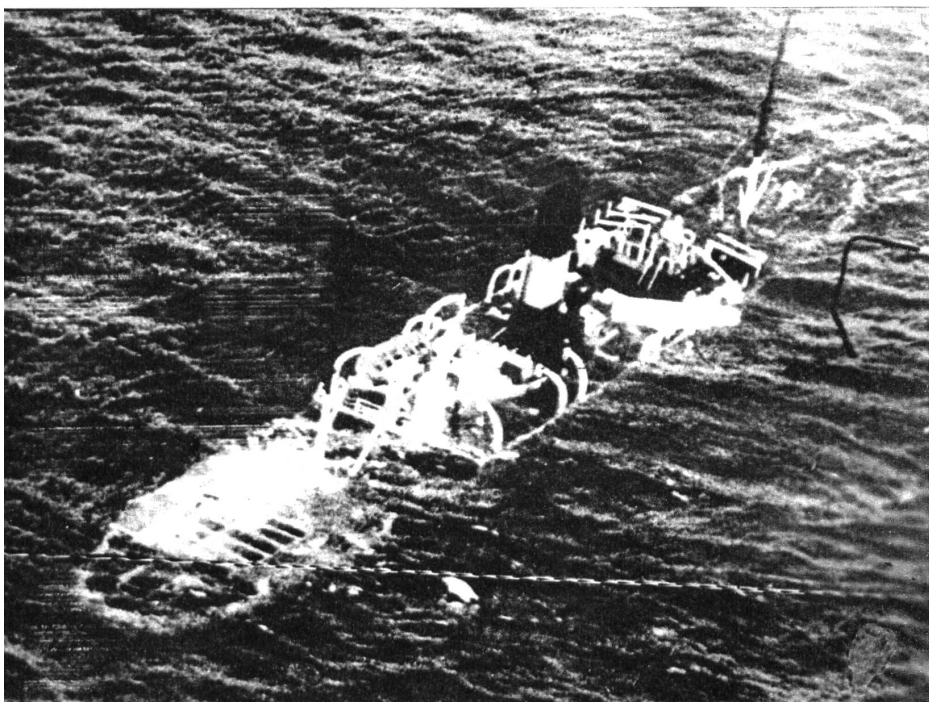


Am Donnerstag wurden im Thronsaal des griechischen Königspalastes Ex-König Michael von Rumänien und Prinzessin Anna v. Bourbon-Parma durch Erzbischof Damaskinos nach griechisch-orthodoxem Ritus getraut. Damit kam die Romanze, die in allen Teilen der Welt mit Interesse verfolgt wurde, zu einem «happy-end». Die beiden Neuvermählten sind als begeisterte Freunde der Schweiz bekannt, und werden hier in einer kleinen Villa ihre Flitterwochen verbringen. Von links nach rechts: Königin Frederike von Griechenland, Prinzessin Anna von Bourbon, Ex-König Michael, Königin Helene von Rumänien, König Paul von Griechenland.



Der neue bernische Regierungsrat: Virgile Moine

Bei der Ersatzwahl in den Regierungsrat wurde der Kandidat der Freisinnig-demokratischen Partei, Seminar-Direktor Dr. Virgile Moine, mit 28 130 Stimmen gewählt. (ATP)

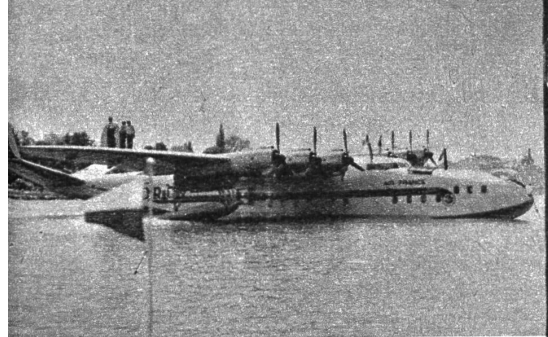


Der Untergang der «Kopenhagen»

Am Freitagmorgen stiess der dänische Passagierdampfer im Kattegat auf eine Treibmine und sank innerhalb von fünf Minuten. Von den 400 Passagieren und 50 Mann Besatzung konnten bisher nur ungefähr 210 Personen gerettet werden, während über das Schicksal der Uebrigen nichts bekannt ist. Die dänische Kriegsmarine gab bekannt,

dass in dem Gebiet noch ungefähr zweitausend akustische und magnetische Minen lägen, wobei aber die Route, auf welcher die «Kopenhagen» fuhr, sorgfältig geräumt worden sei. Das Schiff sank so schnell, dass die Rettungsboote nicht zu Wasser gelassen werden konnten, und nach wenigen Minuten ragten von der «Kopenhagen» nur noch die Mastspitzen und obersten Deckaufbauten über Wasser. Links: In der kleinen Hafenstadt Hals in Nordjütland werden Schwerverletzte an Land gebracht, die von einem Fischkutter gerettet werden konnten. (Photopress)





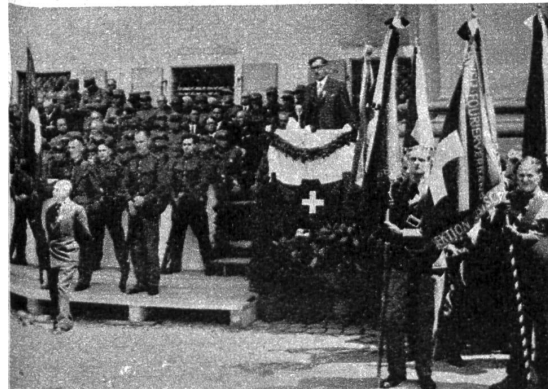
Das grösste Wasserflugzeug, das je in der Schweiz landete

Auf dem Genfersee landete das Wasserflugzeug Latecoere 631, das bei einem Gesamtgewicht von 75 Tonnen mit sechs Motoren ausgestattet ist. Das Flugzeug hat auf einem Postflug nach Port-de-France (Martinique) in Genf zwischen- gelandet, wo der riesige Wasservogel natürlich das Tagesgespräch bildete. (ATP)



Bellinzona erstmals Schweizermeister

Da die Tessiner gegen Chaux-de-Fonds auf deren eigenem Platz antreten mussten, war es selbst bei dem einen Punkt Vorsprung Bellinzonas vor Biel bis zum letzten Kick nicht vorauszusehen, wer die Schweizer Meisterschaft gewinnen würde. Die Tessiner konnten dann aber einen überraschend starken 4:1 Sieg erringen.



«Die ausserordentliche Tätigkeit ist unentbehrlich . . .»

erklärte Bundesrat Dr. K. Kobelt, Vorsteher des Eidg. Militärdepartements, anlässlich einer Ansprache in St. Gallen, in welcher er dem Schweizerischen Unteroffiziersverband den Gruss und Dank der Bundesbehörden überbrachte. (Photopress)

Die schweizerischen Unteroffizierstage in St. Gallen

Die Milizarmee mit ihrer kurzen Ausbildungszeit ist darauf angewiesen, dass sich vor allem ihr Kader ausserdienstlich weiterbildet. Ueber diese freiwillige Weiterbildung geben die schweizerischen UO-Tage Rechenschaft. Im Hindernislauf, der klassisch gewordenen Uebung der Körperbeherrschung, hat der Wettkämpfer 9 Hürden auf einer Strecke von 100 Metern zu bewältigen. (ATP)

Polydor erinnert sich

Marseille ist nicht nur berühmt durch seine schöne Lage und die wohlschmekkende Bouillabaisse, sondern auch berüchtigt durch das Gesindel, welches sich in den Spelunken im Hafenviertel herumtreibt. Der Abschaum der ganzen Welt gibt sich da ein Stelldichein und manches Jahr Zuchthaus käme zusammen, würde man dieser Sorte Menschen ein wenig auf den Zahn fühlen.

In einem dieser Restaurants, dessen Wirt der kleine, kugelfrunde, aber bärenstarke Jean Jaques Brissard ist, fristet ein alter giftgrüner Papagei sein Dasein. Polydor hat eine eigenartige Geschichte. Er gehörte ursprünglich der bildhübschen Nanette Pichou, die in Sachen Liebe ein sehr weites Herz hatte und eines Nachts erwürgt worden war. Vom Täter fehlte jede Spur und langsam wurde auch die schöne Nanette vergessen, denn andere Ereignisse schoben sich ins Blickfeld und verdrängten die Erinnerung an die Ermordete. Nur die Gäste in Brissards Restaurant blickten auf Polydor, den der Wirt um billiges Geld bei der Versteigerung von Nanettes Nachlass erstanden hatte, schnalzten mit der Zunge, blinzelten mit den Augen, zuckten bedauernd die Achseln und schlürften bedächtig den roten Pinard. Manchmal fütterten sie auch den inmitten des Lärms im qualmerfüllten Raum auf einer Stange vor sich hindösenden Polydor mit Weissbrot, das sie in den Rotwein getaucht hatten, und freuten sich, wenn der alte Papagei sichtlich lebendiger wurde, auf der Stange hin- und hertrippelte, dass die Kette an seinem Fuss leise klirrte und krächzende Laute von sich gab. Mehr war bei Polydor nicht zu erreichen. Die Zeit, da er geplappert hatte, war schon lange vorbei. Die ersten Wochen freilich, welche Polydor bei Brissard verbrachte, sprach er viel in seinem Papageienkauderwelsch und gebärdete sich ganz aufgeregt. Das schrieb aber alle dem Umstand zu, dass er sich in der neuen und lärmgefüllten Umgebung noch nicht eingelebt habe und seiner Missbilligung auf diese Weise Ausdruck verleihen wolle. Aber mit der Zeit wurde er immer stiller. Er hatte sich offenbar damit abgefunden, das Schaustück bei Brissard zu sein, sich mit Weissbrot und Wein füttern zu lassen und den Spektakel zu hören, der Tag für Tag zu seiner Stange emporbrandete.

Es mochten wohl an die fünf Jahre vergangen sein, seit Nanette Pichou ihr junges Leben unter dem Würgegriff eines Verbrechers ausgehaucht hatte, und eben so lange war auch Polydor bei Papa Brissard. Unzählige Fässer des roten Pinard waren seither ausgetrunken worden und der Wirt, dessen Bäcklein wie sein Bankkonto sich gleichweise gerundet hatten, dachte immer häufiger daran, sich zur Ruhe zu setzen. Wenn einer sein Leben lang die rauchige Luft einer Kellernkneipe geatmet hat, sehnt er sich nach der reinen Atmosphäre eines kleinen Landhauses irgendwo in der

Provence. Und er findet weit mehr Befriedigung daran, den friedlich gackenden Hühnern das Futter zu reichen, als anrühigem Hafengesindel und grölenden Matrosen eines Ueberseekastens.

Nur das Loslösen fiel Jean Jaques Brissard schwer, denn sein Restaurant warf jeden Tag ein hübsches Sümmchen ab, das er auf die hohe Kante legen konnte. Und wie der Appetit beim Essen kommt, so träumte sich Papa Brissard mit jedem Hundert-Francschein vom kleinen Häuschen auf dem Dorfe zum stolzen Adelsschloss empor.

Und weil sich das Geschäft immer besser anliess, so dass er sogar einen Kellner engagieren musste, blieb er eben in seiner Kellerbude sitzen und gab sich mit dem Gesindel ab, das er innerlich verabscheute.

Bis er eines Tages auch das kleine Häuschen nicht mehr zu ersehnen brauchte. Wieder war das Restaurant zum Bersten voll und immer neue Gäste drängten über die ausgetretene Treppe in den lärm- und raucherfüllten Raum hinab. Polydor hockte wie immer auf seiner Stange und kümmerte sich nicht viel um die Umgebung. Es schien, als ob es ihn ob dieses wüsten Treibens ekle, denn er vergrub den krummen Schnabel in seinem giftgrünen Gefieder und döste teilnahmslos vor sich hin. Nur wenn neue Gäste kamen, hob er leicht die Nickhaut von den Augen und musterte sie mit schnellem Blick.

Plötzlich kreischte Polydor auf, schrill und durchdringend und voll Entsetzen: „Hilfe, Mörder... Mörder... Georges!“ Und dabei hastete er erregt auf seiner Stange hin und her, streckte den Hals weit vor und schrie immer wieder mit gellender Stimme: „Hilfe... Mörder... Mörder... Georges!“

Dann verstummte er, denn eine sonnengebräunte, sehnige Hand hatte blitzschnell den Papagei beim Kopf gepackt und ihm das Genick umgedreht. Polydor war tot, aber noch immer gellte sein entsetzter Schrei in aller Ohren und drohend umdrängten die Anwesenden also bald den baumlangen Matrosen, der angstfahl nach einem Ausweg spähte.

Papa Brissard hatte mit einem schnellen Griff das Grammophon abgestellt, das seine quäkenden Töne in die schreck- erstarrte Stille geplärrt hatte und trat auf den Matrosen zu: „Du hast Nanette ermordet – damals, vor fünf Jahren!“

Die andern Gäste aber, denen ein Menschenleben kaum viel Aufhebens wert schien, wiesen auf den toten Papagei, der ihr Liebling gewesen war, und drangen schreiend auf den Matrosen ein: „Und Polydor hast du heute erwürgt!“

Der Umstellte sah die drohend erhobenen Fäuste, riss blitzschnell sein breites Messer heraus und stiess es Papa Brissard in die Brust, bevor er selbst von der wütenden Menge niedergeschlagen zu Boden sank.

Jean Jaques Brissard brauchte kein Landhaus mehr... Hans Fausseck,